

Editorische Notiz	9
Vorwort	
<i>Klaus Taschwer</i> : Zu einigen Nachwirkungen des Roten Wien in Marie Jahodas Arbeiten nach der Vertreibung aus Österreich	15
<i>Marie Jahoda</i>	
Aufsätze und Essays	
Sozialpsychologie und Sozialwissenschaft	
Eine sozialpsychologische Annäherung an die Untersuchung von Kultur	25
Nicht-reduktionistische Sozialpsychologie – ein fast aussichtsloses Unternehmen, zu faszinierend, um es unversucht zu lassen	39
Sozialwissenschaft und soziale Realität. Ein persönliches Plädoyer	53
Antisemitismus- und Vorurteilsforschung	
Vorurteile und das Vermeiden von Aufklärung	71
Eine psychoanalytische Interpretation antisemitischer Einstellungen	87
Über die „Autoritäre Persönlichkeit“	107
Was heißt es, jüdisch zu sein?	123
Nationalismus in einer globalisierten Welt	133
Konformität und Freiheit	
Sicherheit und Freiheit. Eine explorative Untersuchung zur Wirkung von Sicherheitsmaßnahmen unter McCarthy	145
Die Wirkung von Literatur. Können Bücher schädlich sein?	201
Konformität und Unabhängigkeit	243
Sozialpsychologie der Arbeit	
Bemerkungen zum Begriff „Arbeit“	279
Wirklich Ende der Arbeitsgesellschaft?	
Eine Auseinandersetzung mit Hannah Arendt	293
Rede auf dem SPD-Parteitag, München 1982	303
Essays	
Die Intellektuellen und die revolutionäre Bewegung in Österreich	311
Überlegungen zu „Marienthal“	323
Nach einem Besuch in Österreich	341
Publizieren oder nicht publizieren?	359
Kommentar	
<i>Julia Hofmann u. Georg Hubmann</i> : Für eine lebensnahe Sozialwissenschaft	377
Postskriptum	
Danksagung	391
Kurzbiografie Marie Jahoda	393
AutorInnen und HerausgeberInnen	395

Editorische Notiz

Die Texte in diesem Band sind in den Jahren 1937 bis 1997 entstanden. Sie geben Einblick in die Breite der Fragestellungen, mit denen sich Marie Jahoda in ihrem wissenschaftlichen Arbeitsleben beschäftigt hat. Ihre Forschungen waren stets auf grundlegende Problem- und Konfliktlagen der modernisierten Gesellschaften des 20. Jahrhunderts bezogen. Sie bekannte sich dazu, mit ihrer sozialpsychologischen Forschung einen konkreten Beitrag zur Gestaltung einer lebenswerten und gerechten Gesellschaft zu leisten. Wir haben hier jene ihrer Aufsätze und Essays zusammengestellt, die zahlreiche methodische und theoretische Anregungen für aktuelle Diskurse innerhalb der Sozialwissenschaften ebenso wie für Debatten in gesellschaftspolitischen Zusammenhängen bieten.

Zwölf der Aufsätze und Essays sind der von Christian Fleck im Jahr 1994 herausgegebenen und von Hans Georg Zilian übersetzten Textsammlung entnommen, die unter dem Titel „Marie Jahoda – Sozialpsychologie der Politik und Kultur“ im Verlag Nausner & Nausner erschienen und seit Jahren vergriffen ist. Flecks und Zilians Verdienst war es, Jahodas weitgehend in englischer Sprache publizierte Texte auch für eine Leserschaft im deutschsprachigen Raum zur Verfügung zu stellen. Die österreichische Sozialforschung und Soziologie verdanken Christian Fleck viel. Er hat sich in den 1980er Jahren für Jahodas unkonventionellen Forschungsstil zu interessieren begonnen und war neugierig auf die Person hinter der Marienthal-Studie. Es folgten die Aufnahme eines persönlichen Kontaktes, zahlreiche Gespräche mit Jahoda in Sussex und seine Bemühungen, ihre Arbeiten durch eigene Archivarbeiten und Publikationen bekannt und zugänglich zu machen. Ohne diese Initiativen würden viele Kolleginnen und Kollegen Marie Jahoda vielleicht noch immer nur als Ko-Autorin der Marienthal-Studie zur Kenntnis nehmen. Flecks ausgeprägter Sinn für das Historische an sozialen Phänomenen hat 1987 zur Gründung des *Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich* (AGSÖ) geführt. Das Archiv sammelt Nachlässe und andere Archivmaterialien, die

für die Geschichte der Soziologie in Österreich relevant sind, und stellt Materialien in Form von Web-Editionen zur Verfügung.

Wir haben Jahodas Texte in fünf thematischen Feldern angeordnet:

- Das erste Feld „Sozialpsychologie und Sozialwissenschaft“ versammelt Aufsätze, mit denen sich Jahoda im Rahmen grundlegender Fragen nach der methodischen und theoretischen Konzeption der Sozialwissenschaften verortet.
- Das Feld „Antisemitismus- und Vorurteilsforschung“ setzt sich aus Texten zusammen, die in der Folge des Nationalsozialismus breit diskutierte Fragen behandeln und heute unter dem Gesichtspunkt nationalistischer und rechtspopulistischer Diskurse von Bedeutung sind.
- Das Feld „Konformität und Freiheit“ enthält Aufsätze, die im Zusammenhang mit der McCarthy-Ära in den USA entstanden sind und soziale Konsequenzen sowie demokratiepolitische Probleme von Überwachungsmaßnahmen zur Herstellung von öffentlicher Sicherheit diskutieren.
- In das Feld „Sozialpsychologie der Arbeit“ haben wir zwei wenig bekannte Texte zur Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit und eine Rede, die 1982 auf einem Parteitag der SPD gehalten wurde, aufgenommen.
- Die Texte im fünften Feld „Essays“ weisen Unterschiede sowohl im Hinblick auf die Themenstellungen als auch im Hinblick auf die Textsorten auf. In diesen Aufsätzen, Essays und Vorträgen kommt besonders die Fähigkeit der Autorin zum Ausdruck, der eigenen wissenschaftlichen Arbeit oder auch politischen Aktivität selbstreflexiv und selbstkritisch zu begegnen.

Alle Texte sind in die neue Rechtschreibung übertragen, orthografische Fehler wurden dabei korrigiert. Hervorhebungen von Wörtern oder Textteilen sind von den Originaltexten übernommen. Anmerkungen der Herausgeber sind als solche sichtbar gemacht. Bei den Texten aus dem Sammelband von Fleck aus dem Jahr 1994 wurden sie von dort übernommen und geringfügig erweitert, bei allen anderen Texten stammen sie von uns.

Jedem Text sind Informationen und Erläuterungen zu dessen Entstehungskontext vorangestellt. Sie verweisen auf bedeutsame biografische, politische oder wissenschaftliche Hintergründe der Überlegungen der Autorin. Im Wesentlichen beruhen sie auf drei Texten von Christian Fleck¹ und auf drei Interviews mit Marie Jahoda². Die dort angeführten Kurzverweise beziehen sich auf diese Quellen.

Diese Publikation ist der dritte Teil einer mehrbändigen, von uns herausgegebenen Marie-Jahoda-Edition:

Band 1: Marie Jahoda, Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850–1930. Dissertation 1932; erschienen 2017.

Band 2: Marie Jahoda, Arbeitslose bei der Arbeit; erschienen 2019.

Band 3: Marie Jahoda, Aufsätze und Essays; erschienen 2019.

Anmerkungen

1 Christian Fleck, „Einleitung“, in: Marie Jahoda, *Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften*, hrsg. und eingel. Christian Fleck, Graz und Wien: Nausner & Nausner 1994, 7–47; Christian Fleck, „Lebensnähe der Forschung und Anwendung in der wirklichen Welt“, in: *Frauen in der Soziologie. Neun Porträts*, hrsg. Claudia Honegger und Theresa Wobbe, München: Beck 1998, 258–285 und 382–387; Christian Fleck, „Ein Porträt“, in: Marie Jahoda, *Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850–1930. Dissertation 1932*, hrsg. Johann Bacher, Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler, Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2017, 267–361.

2 Marie Jahoda, „Für mich ist mein Judentum erst mit Hitler eine wirkliche Identifikation geworden.‘ Gespräch mit Marie Jahoda“, *Ästhetik und Kommunikation* 14/Heft 51. 1983: 71–89; Marie Jahoda, „Ich habe die Welt nicht verändert“. *Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung*, hrsg. Steffani Engler und Brigitte Hasenjürgen, Frankfurt a. M.: Campus 1997; David Fryer, „The social psychology of the invisible: An interview with Marie Jahoda“, *New Ideas in Psychology* 4. 1986: 107–118.

Kontext

Dieser Text wurde in deutscher Sprache geschrieben und 1995 von Marie Jahoda an der Universität Wien vorgetragen. Jahoda skizziert darin eine grundsätzliche Position für den Zugang zu Gegenstand und Forschungsthemen in den Sozialwissenschaften. Nicht die Frage der Methoden steht dabei im Vordergrund, wie es bei ihren Auseinandersetzungen innerhalb der eigenen Disziplin oft der Fall war. In dem disziplinübergreifenden Kontext dieses Vortrages erläutert sie ihre Vorstellung, wie das Verhältnis von Individuum und den Bedingungen, die dessen Denken und Handeln strukturieren, zu konzipieren sei. Ihr zentraler Punkt ist, dass individuelles Handeln und Verhalten auf der einen Seite und soziale Kontexte und Institutionen auf der anderen Seite *in der Realität* unauflösbar miteinander verschränkt sind. Die Unterscheidung zwischen Individuum und Kollektiv stellt eine Differenzierung dar, die nur *in unseren Diskursen* möglich (und sinnvoll) ist.

1949 übernahm Marie Jahoda im Alter von 42 Jahren erstmals eine Stelle als Professorin am Department of Psychology an der New York City University und konnte sich dort innerhalb der Disziplin der Sozialpsychologie verankern. In der amerikanischen Sozialpsychologie gab es damals unterschiedliche Ausrichtungen, eine mehr psychologische, eine mehr soziologische und eine Richtung, die sich mit dem

Verhältnis von Sozialstruktur und Persönlichkeit beschäftigte. Jahoda fühlte sich einer Gruppierung zugehörig, die eine Position zwischen Psychologie und Soziologie einnahm, was ihren eigenen Vorstellungen aus den Wiener Jahren am nächsten kam. Für diese Position eines „sozialtheoretischen Dazwischen“ argumentiert sie auch in diesem Aufsatz. Interessant ist, dass sie sich dabei auf neuere Entwicklungen der soziologischen Theorie ab den 1970er Jahren bezieht. In diesen Jahren entstehen ehrgeizige synthetisierende Ansätze, die beanspruchen, die zahlreichen konkurrierenden Theoriemodelle zu überwinden, die in den 1950er und 1960er Jahren in der kritischen Auseinandersetzung mit Talcott Parsons entstanden sind. Wenn wir etwas vereinfachen würden, ließen sich die Parteien in diesen theoretischen Kämpfen in die Lager des Poststrukturalismus und des Interaktionismus einteilen. Es geht um das – eigentlich – unlösbare Rätsel, ob in soziologischen Analysen das Moment des individuellen Handelns oder das Moment der strukturellen Bedingungen, die menschliches Handeln hervorbringen, Priorität genießen sollen. Neben anderen gehörten Anthony Giddens, der von Jahoda auch explizit zitiert wird, und Jürgen Habermas zu jenen, die versuchten, Theoriegebäude zu entwickeln, mit denen beide Lager vereint werden könnten.

Sozialwissenschaft und soziale Realität. Ein persönliches Plädoyer*

Ich schulde dem zweiten Wiener Kreis zweifachen Dank.¹ Erstens und vor allem für seine Existenz, von der ich bis vor Kurzem nichts gewusst hatte. Zu einer Zeit, in der breite Kreise der Bevölkerung ihr Vertrauen in die Wissenschaft zu verlieren drohen und sich irrationalen Bewegungen zuwenden, ist die Wiederbelebung der wissenschaftlichen und erzieherischen Ziele des ersten Wiener Kreises eine vielversprechende kulturelle Leistung. Ich entnehme Ihren Publikationen, dass es um mehr geht als nur um die Anerkennung vergangener Errungenschaften. Sie vereinen neue Denkweisen mit der Würdigung des ersten Wiener Kreises. Wegen dieser rück- und vorblickenden Einstellung ist es für mich eine besondere Ehre, Ihnen ein paar Gedanken über die Sozialwissenschaften unterbreiten zu können, obwohl sie unvermeidlich mehr rückwärts als vorwärts schauend sein werden. Dieser Ehrung gilt mein zweiter Dank.

Allerdings muss ich gestehen, dass die Einladung, etwas über die Sozialwissenschaften zu sagen, mir nicht nur Ehre gemacht, sondern auch arges Kopfzerbrechen bereitet hat. Die Produktivität der Sozialwissenschaften, wie aller anderen Wissenschaften, ist in diesem Jahrhundert exponentiell so dramatisch gewachsen, dass eine Vogelperspektive nicht nur für mich, sondern im Prinzip unmöglich geworden ist. Und nicht nur die unübersehbare Quantität, sondern auch die Abwesenheit großer Theorien mit ihrer hilfreichen Funktion, erworbenes Wissen zusammenzufassen, verhindert eine Übersicht, sogar für Teilgebiete. Als ich zum Beispiel vor einigen Jahren eine Literaturübersicht zur Arbeit und Arbeitslosigkeit versuchte, hatte eine Internetrecherche 82 nationale und internationale Zeitschriften identifiziert, die relevante Artikel enthalten.² Für die letzten drei Jahre ergibt das in einer Minimalberechnung mehr als 1.000 Beiträge. Dieser quantitative Fortschritt erinnert an Nestroy's weisen und melancholischen Ausspruch: Das Malheur mit dem Fortschritt ist, dass er nicht immer vorwärts schreitet.³

Der Versuch, mich auf meine eigene Disziplin, die Sozialpsychologie, zu beschränken, hätte einen Vorteil gehabt: ihr Name ist für meine Auffassung der Sozialwissenschaften eponym. Aber es ist nur der Name, der diesen Vorteil hat, nicht die Praxis im Hauptstrom der Sozialpsychologie. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts ist die Sozialpsychologie zu einem eigenständigen Teilbereich innerhalb der akademischen Psychologie geworden.⁴ Wie für die generelle Psychologie war ihr Vorbild die Errungenschaften, das Prestige und die Methoden der Physik des 19. Jahrhunderts. Der Versuch aber, dem Sozialen in mehr als dem Namen Rechnung zu tragen, blieb ein zweifelhaftes Unternehmen, solange das Experiment und die Statistik als die allein legitimen Methoden der jungen Disziplin angesehen wurden. Ein extremes Beispiel für die Misshandlung der sozialen Wirklichkeit, die mit dieser Ansicht verbunden ist, fand ich in einem publizierten Experiment, das die Haltung von Studenten zur Polizei zu verändern suchte. Eine Fußnote erklärte, dass ein Student, weil er sich zu einer wohldefinierten Einstellung zur Polizei bekannte, von der statistischen Analyse ausgeschlossen wurde. Soziologische Sozialpsychologen hätten solche Misshandlung der Wirklichkeit nicht geduldet; andererseits aber erklären sie ihre Daten in der Regel durch gesellschaftliche Strukturen wie Klasse oder Einkommen und vernachlässigen individuelle Unterschiede.

Es ist kein Wunder, dass die Sozialpsychologie bald nach ihrer Etablierung wieder gespalten wurde, in eine psychologische und eine soziologische Richtung. Ich kann mich zu keiner dieser beiden Richtungen bekennen. Meine Bemerkungen sind also möglicherweise subjektiv und einseitig. Da bleibt mir nichts anderes übrig, als Sie vor der subjektiven Einseitigkeit meiner Bemerkungen zu warnen. Es gibt in den Sozialwissenschaften viel mehr als ich kenne; und nicht einmal das, was ich kenne, kann ich in eine systematische Ordnung bringen. Im Folgenden werde ich zuerst klären, was mir in meiner eigenen Arbeit immer als Hauptziel vorgeschwebt ist, und die Schwierigkeiten erläutern, die seiner Erreichung entgegenstehen. Dann werde ich an drei konkreten Forschungsthemen zu zeigen versuchen, dass mein Ansatz – einer unter vielen – zumindest gedanklich möglich und wünschenswert ist. Und schließlich werde ich zusammenfassen, wie sich mein Ansatz von anderen unterscheidet und warum er mir der Mühe wert erscheint.

Die Realität des individuellen Lebens ist mit der Realität der sozialen Welt unzertrennbar verknüpft. Dieser Einsicht so weit wie möglich in der empirischen Forschung gerecht zu werden, ist für mich die zentrale Aufgabe der Sozialwissenschaft. Mir geht es um einen lebensnahen Versuch, einen Aspekt dieser Realität zu beschreiben, zu verstehen und zu erklären, also

dem menschlichen Verhalten ebenso viel Gewicht zu geben wie sozialen Institutionen. Dass Individuum und Kollektivität ohne einander nicht existieren können, ist wohl unbestreitbar. Trotzdem ist es natürlich möglich, sich in der Forschung auf Menschen oder auf das kollektive Phänomen zu konzentrieren und sich mit stillschweigenden Annahmen über das andere Element zu begnügen. Viele Sozialforscher ziehen das meinem Ansatz vor und haben wertvolle Beiträge zu ihren Disziplinen geliefert. Manchmal aber geben diese stillschweigenden Annahmen berechtigten Anlass zur Kritik. So operiert beispielsweise eine Richtung in der Ökonomie mit der psychologischen Annahme, dass Menschen im Wirtschaftsleben allein rational motiviert sind. Oder: manche experimentelle Sozialpsychologen implizieren, dass Studenten Repräsentanten ihres Landes, wenn nicht der ganzen Menschheit sind. In beiden Fällen ist Vorsicht im Gebrauch der Resultate angezeit.

Im Alltagsleben ist die Untrennbarkeit der psychischen von der sozialen Realität kein Problem. In der Routine des täglichen Lebens gehen wir von einer Institution zur andern, folgen fraglos ihren Regeln und Gebräuchen, ohne deshalb das Wissen zu verlieren, dass unsere Haut eine Eigenwelt umschließt, anders als alle anderen, die aber ohne die Existenz einer Kollektivität unmöglich wäre. Anthony Giddens hat diese Selbstverständlichkeit ausführlich beschrieben; sie macht, wie er sagt, die Alltagsmenschen oft zu besseren Sozialwissenschaftlern als manche Experten.⁵

Warum ist es in der Forschung so schwierig, dieser komplexen Realität gerecht zu werden, während es handelnde Menschen ganz leicht finden? Ich glaube, ein Teil der Antwort liegt paradoxerweise in der unbestreitbar größten Kollektivleistung der Menschheit, der Erfindung der menschlichen Sprache. Die Sprache funktioniert konzeptionell, nicht ontologisch. Das Wort ist dem Ding willkürlich zugeordnet; es existiert im Bewusstsein, nicht in der Natur. Die Sprache unterscheidet scharf zwischen Individuum und Kollektivität, die Wirklichkeit nicht. Handelnde Menschen sind durch ihre fünf Sinne in direktem Kontakt mit der vollen Realität, die ihr Bewusstsein interpretiert. So zentral ist die erlebte Wirklichkeit, dass Menschen unwillkürlich versuchen, Worte zu behandeln, als wären sie Teil der greifbaren Wirklichkeit. Viele, oft grammatisch unvollständige Sätze sind nur in der sozialen Situation verständlich, in der sie gesprochen werden. Im Sprachgebrauch werden Konzepte zu Dingen gemacht: Wir sagen, dass die Zeit fliegt, oder dass die Gesellschaft krank ist. Wir benützen vorwiegend das Vokabular der fünf Sinne, mit deren Hilfe wir die Realität erfassen, als Metapher ein „heller Kopf“, ein „gerader Charakter“, ein „blauer Montag“, und so fort. Ich interpretiere diese Verdinglichung der Konzepte als einen Versuch, sie in die erlebte

Kontext

Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Jüdisch-Sein war für Marie Jahoda lange Zeit mit zwei Themen verbunden: auf der einen Seite mit dem Thema „Jugend“ und andererseits mit dem Thema „Religion“; eine Verbindung zur Frage der kulturellen Identität stellte sie kaum her. In den autobiografischen Erinnerungen (vgl. Jahoda 1997: 28) erwähnt sie eine enge Schulfreundin, die Tochter eines Rabbi war. In deren Familie machte sie Erfahrungen mit jüdischen Festen, die sie von der eigenen Familie nicht kannte, weil diese der Religion keine Bedeutung beimaß. Je älter Jahoda wurde, umso stärker trat ihr Interesse für Religion in den Hintergrund. Mit sechzehn wurde sie konfessionslos, blieb aber bewusst Jüdin, eine Identifikation, die sich mit dem Aufstieg der Nazis noch verstärkte. Jüdin zu sein, war also eng verbunden mit der Erfahrung des Antisemitismus. Jahoda erwähnt einen Vorfall, der diese Einstellung in ihrer Fa-

milie kennzeichnet: „1934 oder 1935, als die Nazis nach Dollfuß' Ermordung eine Untergrundpartei waren, ging meine Mutter mit Lotte [Jahodas Tochter; die Hrsg.] und meinem Neffen Franz, beide blond und niedlich, durch den Stadtpark. Ein Mann trat ihr in den Weg und sagte: ‚Der Nationalsozialismus kämpft für die goldene Jugend.‘ ‚Sie irren sich, entgegnete sie, ‚dies sind jüdische Kinder.‘ Bei ihrem Temperament hätte sie auch ein paar Jahre später noch so antworten können; es hätte sie womöglich das Leben gekostet“ (ebd.). In Jahodas wissenschaftlicher Arbeit blieb kein Raum für religiöse Fragestellungen. Das bedeutete nicht, wie sie in einem Interview im Jahr 1997 erwähnte, dass ihr Interesse an der Frage nach der Existenz Gottes vollständig verschwunden war. Diesen Text schrieb sie für ein Seminar an der Sussex University, an der sie seit 1965 als Professorin für Sozialpsychologie lehrte.

Was heißt es, jüdisch zu sein?*

Vor Jahren wollte ich einmal einen eher schlichten Test zur Erfassung der persönlichen Identität verwenden. Mein Interesse entstand im Rahmen einer Studie über die Rassenbeziehungen in einer öffentlich finanzierten amerikanischen Wohnsiedlung. Diese war von Weißen und Schwarzen bewohnt, die durch eine breite Straße voneinander getrennt waren; diese behinderte die Kontakte zwischen den beiden Gruppen. Um die Beziehungen zwischen den Rassen zu verbessern, wies der liberal gesonnene Verwalter der Wohnblocks eine einzige schwarze Familie der weißen Seite zu. Ich saß eines Tages in der Küche der schwarzen Familie und interviewte den Vater über diese Anordnung. Er war voll des Lobes und erzählte von seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den Nachbarn, war stolz darauf, dass weder er noch seine Nachbarn Vorurteile kannten, und erwähnte schließlich, dass sein Sohn von den weißen Kindern völlig akzeptiert wurde. Mitten in dieses erhebende Gespräch platzte der 12-jährige Sohn und verkündete triumphierend: „Wir haben gerade diesen Niggern von der anderen Straßenseite gezeigt, dass sie bei uns herüber nichts verloren haben!“ Allgemeine Betretenheit, das Interview fand ein Ende in Verlegenheit, doch mein Interesse an persönlicher Identität war neu geweckt; daher der Test.

Dieser sieht vor, dass man fünf Sätze vervollständigt, die mit „Ich bin ...“ beginnen. Im Einklang mit den Regeln der Kunst wandte ich den Test zuerst auf mich selbst an. Die ersten drei Sätze waren leicht: „Ich bin eine Frau, ich bin eine Mutter, ich bin Sozialpsychologin“; bei den anderen musste ich ein bisschen nachdenken, doch schließlich verfiel ich auf „Ich bin ein Flüchtling, ich bin agnostisch.“ Kaum hatte ich den Test hinter mich gebracht, wurde ich durch die Erkenntnis ein wenig schockiert, dass hier eine gewisse Ähnlichkeit mit dem hübschen schwarzen Bengel bestand: „Ich bin jüdisch“ fehlte auf der Liste, obwohl ich es bin und es niemals leugnen würde.

Diese Aussparung fand ich ein wenig unheimlich. Wer seine Jugend in Österreich verbracht hatte, einem Land, das vor und nach Hitler antisemi-

tisch gewesen war, und dazwischen wahrscheinlich in einem noch schlimmeren Ausmaß als Deutschland, konnte unmöglich vergessen, dass er jüdisch war. Zu meiner Rechtfertigung räsionierte ich, dass ich den fünf Items der Selbstidentifikation offenkundig eine konkrete und in der Erfahrung verankerte Bedeutung zumessen konnte, während das Kriterium des Jüdischseins gleichsam inhaltsleer war. Es war dies eine Definition, die von außen nach innen wirkte, nicht von innen nach außen. Doch bereits daraus entstehen Schwierigkeiten. Was es bedeutet, in den Augen der Welt jüdisch zu sein, und was es für ein Individuum bedeutet, sind natürlich eng ineinander verschränkte Fragen, doch sind sie nicht identisch. Ihre Gleichsetzung würde darauf hinauslaufen, die Bestimmung der Identität als passiv zu entwerfen, als kämpfte man nicht sein ganzes Leben um das bisschen Selbstbestimmung, das man erreichen kann.

Seitdem habe ich immer wieder gefragt, was es für mich bedeutet, jüdisch zu sein, über die Frage hinaus, was es für die Welt bedeutet. Es gibt verschiedene miteinander verknüpfte Kriterien, die meinem unbestrittenen Jüdischsein einen Inhalt verleihen können: Rasse, Religion, Nationalität, Tradition, Kultur, persönliche Merkmale.

Soweit ich weiß, stamme ich seit mindestens vier Generationen in ungebrochener Folge von Juden ab. Meine Eltern verleugneten niemals, dass sie Juden waren, doch spielte es in ihrem alltäglichen Leben keine Rolle, bis auf die Tatsache, dass meine Mutter einige köstliche jüdische Gerichte zubereiten konnte. Zwei der vier Brüder meines Vaters hatten nichtjüdische Frauen geheiratet; hinzu kamen die Freunde meiner Generation, so dass gemischte Gesellschaften bei uns zuhause eine Selbstverständlichkeit darstellten. Angesichts des Hintergrunds hätte man ein ziemlich entschlossener Verfechter von Vererbungstheorien, ein Soziobiologe oder ein Rassist sein müssen, hätte man die eigene persönliche Identität zur Gänze genetisch entworfen.

In österreichischen Schulen war die Teilnahme am Religionsunterricht verbindlich, natürlich getrennt nach Konfessionen. In der Volksschule war ich vom Religionsunterricht begeistert, ganz wie vom Lehrer, der uns die biblischen Geschichten erzählte, in einer für kleine Kinder entsprechend zensierten Fassung. Mein Held war Bar Kochba¹, ich brauchte ungefähr siebzig Jahre, um herauszufinden, dass er ein brutaler, nationalistischer Guerillaführer des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gewesen war. Der Lehrer sprach auch über den Antisemitismus; wenn uns die anderen Kinder „Jud“ nannten, dann sollten wir antworten: „Ich bin stolz darauf, jüdisch zu sein.“ Das gefiel mir, doch ergab sich damals keine Gelegenheit dazu.

Nach österreichischem Recht konnte man im Alter von sechzehn Jahren die Religionszugehörigkeit frei bestimmen, unabhängig von den anderen Familienmitgliedern. In diesem Alter hatte ich die inneren Kämpfe über die Existenz Gottes hinter mich gebracht; mir war klar, dass mir der religiöse Glaube fehlte. Ich trat daher aus der Religionsgemeinschaft aus, ohne deshalb aufzuhören, mich als jüdisch zu betrachten.

Bestimmte Aspekte des Judentums ebenso wie des Christentums als moralische Systeme – sowohl dort, wo sie übereinstimmen, als auch dort, wo sie verschieden sind – übten auf mich eine außergewöhnliche Anziehungskraft aus, andere waren mir gänzlich zuwider. Im Verlauf eines langen Lebens begegneten mir Beispiele der beiden Extreme im Judentum. Im Talmud heißt es, dass man sich im Jenseits rechtfertigen wird müssen, wenn man die legitimen Glücksmöglichkeiten des irdischen Lebens nicht genutzt hat. Das gefällt mir. Doch der fanatische Fundamentalismus der orthodoxen Juden kann einen schaudern machen; in den Debatten über die israelische Verfassung im Jahre 1948 forderten sie etwa, die Aussage, die Welt sei für Israel erschaffen worden, zur Grundlage der Verfassung zu machen. Die Geschichte des jüdischen Geisteslebens ist von einer untrennbaren Vermischung des gewalttätigen Dogmatismus mit der Liebe zur rationalen Argumentation, zur Gerechtigkeit und zum Streben nach Vorzüglichkeit beherrscht. Im Mittelalter beteten die Juden: Oh Herr, wir vergeben Dir Deine Sünden, wenn Du uns auch unsere vergibst. Die zeitgenössischen Legenden illustrieren eine sehr argumentative Haltung gegenüber Gott. Kurz vor der Erschaffung der Welt kamen so z.B. die Buchstaben zu Gott, die allesamt in der Schöpfung eine bedeutsame Rolle übernehmen wollten. Der arme Gott war um Antworten einigermaßen verlegen, doch sorgte er schließlich dafür, dass jeder von ihnen am Anfang irgendwelcher garstiger Wörter stand. Bloß Aleph hatte für sich keine besonderen Vorrechte in Anspruch nehmen wollen; zur Belohnung bekam er den ersten Platz im Alphabet.

Von den Legenden bezaubert und von Brutalität und Dogmatismus abgestoßen zu sein, ist keine Basis der Identifikation mit dem Judentum. Warum bin ich mir dann dessen so intensiv bewusst, dass ich jüdisch bin? Warum war ich schockiert, als ich erkannte, dass ich im Test zur persönlichen Identität mein Jüdischsein ausgespart hatte, wo es doch plausibel ist anzunehmen, dass nichtreligiöse Christen eine derartige Unterlassung kaum bemerken würden?

Die Antwort ist, glaube ich, darin zu suchen, dass andere mein Verhalten im Test als einen Akt der Verleugnung, als einen Tarnungsversuch, interpretieren könnten, als Bemühen, jemand zu sein, der ich nicht bin, und nicht

Kontext

Bei diesem Text handelt es sich um die Dankesrede Marie Jahodas anlässlich der Verleihung des *Kurt Lewin Memorial Awards* der *Society for the Psychological Study of Social Issues* (SPSSI) im Jahr 1980. Die SPSSI ist eine in den 1940er Jahren gegründete Vereinigung, die ein Forum für interdisziplinär ausgerichtete Erforschung sozialer Beziehungen schaffen wollte. Sie ist auch Herausgeberin des *Journal of Social Issues*.

Kurt Lewin war einer der führenden US-amerikanischen Psychologen der Zwischenkriegszeit. Er leistete Pionierarbeit in der experimentellen Methode zur Erforschung der kleinen Gruppe und gilt als Begründer der Feldtheorie und der Gruppendynamik. Die politische Situation in Deutschland hatte ihn bereits früh in den 1930er Jahren veranlasst, Deutschland zu verlassen und in die USA zu emigrieren. In der Laudatio würdigte Donald T. Campbell (1916–1996) insbesondere die auf Feldforschung beruhenden Studien der Preisträgerin, die weitgehend außerhalb des universitären Rahmens zustande kamen.

Thema von Jahodas Rede sind die Gründe, warum einige ihrer Arbeiten nicht gedruckt erschienen sind. Sie differenziert

zwischen Arbeiten, die unveröffentlicht geblieben sind, weil sie der untersuchten Population schaden hätten können, Arbeiten, bei denen Rücksichtnahmen auf die Auftraggeber gegen eine Drucklegung sprachen, und Studien, bei welchen die beteiligten Forscherinnen und Forscher zu keinem Konsens in wichtigen Fragen kommen konnten.

Abschließend diskutiert sie ein im aktuellen Wissenschaftsbetrieb hoch aktuelles Thema, die unbeabsichtigten und paradoxen Konsequenzen der kontinuierlich ansteigenden Flut an wissenschaftlichen Publikationen. Einer der hier wirksamen Mechanismen ist der enorme Publikationsdruck, der vom Wettbewerb um knappe Stellen ausgeht. Es handelt sich bei diesem Thema um ein echtes Dilemma: Einerseits ist Wissenschaft eine öffentliche Angelegenheit und sind deshalb Publikationen unverzichtbar, andererseits werden sie zu einem unsinnigen Unternehmen, wenn sie nicht mehr gelesen werden können. Eine einfache Lösung für dieses Problem kann der Text nicht bieten, er wirft aber eine kluge Frage in diesem Zusammenhang auf: Gibt es nicht auch andere, alternative Wege, um Qualität und Exzellenz von Forschenden zu beweisen?

Wie ich selbst nur zu gut weiß, sind aus Sicht der Veröffentlichungsmöglichkeiten Feldstudien riskanter als Experimente; dafür sie sind aber immun gegen den Vorwurf, das die reale Welt durch vorweg gebildete Begriffe zu ersetzen. Um den Bedarf an Feldstudien nicht zu hoch anzusetzen – ungeachtet des Risikos, dass diese lediglich in einem Aktenschrank abgelegt werden – möchte ich deren intellektuelle Gefahrenquellen nicht unerwähnt lassen. Wie valide sind deren Ergebnisse von einem zwangsläufig begrenzten Umfeld zum anderen, oder sogar im selben Umfeld im Hinblick unterschiedliche historische Zeiten?²¹ Angenommen ich würde nun, da die Gefahr negativer Konsequenzen gebannt und die hitzigen Debatten abgeklungen sind, versuchen – was ich nicht tun werde – meine unveröffentlichten Arbeiten zu publizieren. Würden sie etwas anderes als geschichtliches Interesse hervorrufen? Oder, um es allgemeiner auszudrücken, wenn sich das *wesentliche Muster* mit der Zeit verändert, wäre dann nicht jede neue Generation von Sozialpsychologen gut beraten, das, was wir sie lehren, nicht zu wörtlich zu nehmen, sondern in einer sich ständig ändernden Welt erneut nach sich verändernden *wesentlichen Mustern* zu suchen? Vorläufig ist dies nur ein guter Rat, denn wir haben noch nicht genug Aufmerksamkeit darauf gerichtet, was einem raschen historischen Wandel unterliegt und was verhältnismäßig konstant bleibt. Zu viel widmen ihre Arbeit der Suche nach Abstraktionen auf hoher Ebene. Ich hoffe, dass die gegenwärtige Generation junger Sozialpsychologen das ändern wird.

Nun zur zweiten Frage der Publikationsflut: Sollte ich überzeugende Argumente für ein Mehr an Feldstudien gebracht habe, ist damit die Gefahr verbunden, dass diese unveröffentlicht bleiben. Aber wird dadurch der Berg an Forschungsliteratur erheblich kleiner? Ich fürchte nicht. Acht Arbeitsjahre meines Lebens fühlen sich auf persönlicher Ebene nach einer langen Zeit an. Auf der kollektiven Ebene der sozialpsychologischen Publikationen bilden sie einen sehr kleinen Tropfen in einem Ozean, der uns zu verschlingen droht. Also besteht mein persönliches Verdienst nicht darin, nicht publiziert zu haben, denn risikoreiche Feldstudien sind auch keine Lösung für die Publikationsflut. Wir müssen nach zusätzlichen Wegen suchen, um die Flut einzudämmen. Warum das notwendig ist, wird deutlicher, wenn ich zuerst die sehr guten Gründe für Veröffentlichungen bespreche.

An erster Stelle steht hier, dass Wissenschaft eine öffentliche Angelegenheit ist; sie kann nicht gedeihen, ohne in den Markt der Ideen einzutreten. Damit verbunden und ebenso wichtig ist die Idee der Informationsfreiheit. Ich gehöre zu einer Forschergruppe, die es sich auf die Fahnen geschrieben hat, keine Forschungsverträge, die Veröffentlichungsmöglichkeiten ausschlie-

ßen, zu akzeptieren, wie groß auch immer die Versuchung in einer Zeit sein mag, in der es schwierig ist, an Geld heranzukommen. Während ich zu diesem Prinzip stehe, impliziert das Recht zu veröffentlichen, nicht eine Pflicht, es tatsächlich zu tun. Tatsächlich gewinnen diese gewichtigen Gründe in unseren Köpfen an Bedeutung, weil sie sich mit unserem Eigeninteresse decken. Ich kann in dieser Beziehung am Eigeninteresse nichts Negatives sehen, insbesondere wenn es einigen Interessen der Disziplin entspricht und wenn die ‚publish or perish‘ Idee ebenso fest institutionalisiert ist wie in der Psychologie. Aber selbst für die Glücklichen unter uns, die sich einen Ruf aufgebaut haben, ist eine Veröffentlichung völlig zu Recht ein tief befriedigendes Ereignis in ihrem beruflichen Leben. Es ist ein Zeugnis und ein vorläufiger Endpunkt von viel harter Arbeit und die Bestätigung der öffentlichen Bedeutung.

Diese äußerst triftigen Veröffentlichungsgründe haben ungewollte Auswirkungen von erschreckendem Ausmaß. *The Psychological Abstracts* umfasst über 13.000 Arbeiten, welche 1978 produziert wurden; seit 1960 wurden dort etwa 200.000 zitiert. Abstracts für spezielle Bereiche sind relativ selten, aber der *Index of Psychoanalytic Writings* hat zum Beispiel schon längst die 100.000er Marke überschritten. *The Mental Measurement Yearbook*,²² das erstmals 1939 veröffentlicht wurde und stets hohe Standards anwendet, hat bislang 77.367 Tests gelistet. Kein Psychologe kann noch mit der Fülle an Literatur mithalten, nicht einmal in Spezialgebieten. Obwohl sie für die Wissenschaft unabdinglich sind, werden Publikationen zu einem zwecklosen Unterfangen, wenn sie nicht länger gelesen werden können. Während wir uns mit dem Lesen abmühen und trotzdem immer weiter zurückfallen, kehren Unlust und Enttäuschung ein. Wenn wir uns, wie das viele unter uns tun, über die Trivialitäten beschweren, die ihren Weg in den Druck finden, sind wir in rationaler Hinsicht teilweise im Recht; aber zum Teil handelt es sich um eine Selbstverteidigung gegen die zunehmende Überflutung und das dient als eine Entschuldigung dafür, den aussichtslosen Kampf aufzugeben. Das legitime Publikationsinteresse jedes Einzelnen von uns steht also im Widerspruch zum Allgemeininteresse.

Die Psychologie scheint deshalb aus den Nähten zu platzen. Hinsichtlich der geografischen und historischen Reichweite gibt es einen wachsenden Provinzialismus und eine Tendenz zu immer enger begrenzten Spezialisierungen und weniger Interaktion mit den Nachbargebieten. Zu sehen, dass die meisten Wissenschaften mit ähnlichen Problemen konfrontiert sind, ist dabei ein schwacher Trost.

Was sollen wir tun? Als Erstes muss man zur Kenntnis nehmen, dass selbstregulierende Mechanismen am Werk sind, die sich auf lange Sicht auf